Dr. Emil Hügli

Autor(en): **Schmid, Martin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **8 (1966)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-971793

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Dr. Emil Hügli

Versuch einer Würdigung von Martin Schmid

Im Jahrbuch 1965 hat Peter Metz den Bündner Zeitungen des 19. Jahrhunderts eine charakterisierende Betrachtung gewidmet. Natürlich sind dabei die Journalisten, die sie redigiert, ans Licht getreten. Ich möchte hier einen Sonderfall nachholen, einem Journalisten ein paar Worte der Erinnerung widmen, dessen flinke Feder in Chur lange Jahre viel galt, auch etwa gefürchtet war. Es ist Dr. phil. G. E. Hügli.

Im Jahre 1873 in Bern als Sohn des Staatsbuchhalters Friedrich Hügli geboren, besuchte er in Bern die Volksschule, das Pro- und Realgymnasium, studierte dann an der Technischen Hochschule in Dresden Architektur und darauf an den Universitäten Bern und Berlin Philosophie. Der Verlag des «Freien Rätiers», Manatschal, Ebner & Cie., zeigte Hüglis Antritt am 24. Oktober 1900 so an: «An die Stelle des Herrn Bundi wird in wenigen Tagen Herr Dr. phil. G. E. Hügli von Bern in die Redaktion unseres Blattes eintreten. Herr Dr. Hügli ist ein akademisch gebildeter junger Mann, der sich im Redaktionsfach schon betätigt hat, indem er am politischen Teil des ‚Bund' längere Zeit mitgearbeitet und im letzten Sommer auch die Stellvertretung des Herrn Dr. Widmann in der Leitung des Feuilletons und des ‚Sonntagsblatt' des ‚Bund' besorgt hat, und zwar, wie wir wissen, zu Herrn Widmanns voller Zufriedenheit. Wir sind überzeugt . . .»

Ein Sonderfall? Weil man offenbar bei der Besetzung vor allem an einen Feuilleton-Redaktor dachte. Der damals hervorragende Feuilleton-Redaktor, weit über die Schweiz hinaus bekannt, war Jos. Viktor Widmann am «Bund». Er, Widmann, hatte das Schweizer Volk daran gewöhnt, künstlerische Werke vor das Forum des Publikums zu ziehen. Sie sollten nicht in abgeschlossenen, hochmütigen Zirkeln umgehen, sondern vor dem Publikum stehen und bestehen. Widmann wollte das Volk zu Geschmack und Kultur heranbilden.

Was bedeutet denn der Feuilleton-Redaktor? Er wählt den Roman für den Zeitungsteil «unter dem Strich». Er bespricht Theater, Konzerte, Kunstausstellungen. Er sichtet Neuerscheinungen, scheidet die Schafe von den Böcken, lobt und tadelt, eicht das Neue mit gültigen Maßen oder sucht die Mitarbeiter, die's ihren Gaben, Studien und Arbeiten nach können. Das Wort Lessings gilt: «Hier gibt's zu unterscheiden.» Das ist keine nebensächliche, sondern eine ernste Sache. Ohne gekonnte Kritik sinkt das literarische und künstlerische Leben auf farbigen Spektakel und blutigen Dilettantismus herab, die sich dann recht laut gebärden und einfältig für etwas Rechtes halten. Wie wird doch der Geschmack des lieben Publikums verderbt, wenn etwas Dürftiges und tief Armseliges von einem guten Freund des Produzenten in alle Himmel erhoben wird! Oder wenn etwas als große Kunst ausgegeben wird, was auf bloße Mode hinausläuft, geschmissen von einem «pfiffigen Gesellen, welcher genau die Noten pfeift, die der ‚Geist der Zeit' bläst». Oder wenn ein Rezensent, über Herkommen und echter Tradition erhaben, Kunst und Literatur als Gebiete betrachtet, wo Moral, Ethik und Religion nichts zu suchen und nichts zu sagen haben. Die Antinomie Kultur und Staat ist den Deutschen nicht gut bekommen. Man muß das sehen.

Die Frage ist nun, wie der «Freie Rätier», in der ersten Zeit des 20. Jahrhunderts die einflußreichste und verbreitetste Zeitung in Graubünden, dazu kam, das «Feuilleton» dermaßen

aufzuwerten, daß er es besonders gut besetzt haben wollte. Rat und Einfluß einzelner gebildeter Persönlichkeiten? (Bundi, Manatschal?) Sicher leuchtete noch der Glanz des Calvenfestes über der Stadt, das soviel Freude, Heimatsinn, ästhetisches Vergnügen ausgelöst hatte. Der Heimatschutz erwachte.

Ein geistig und kulturell besonders spritziger Bezirk war ja das Städtlein am Pizokel wirklich nicht, als Hügli eintrat. Stille Zeit. Letzte Oktobersonne über den Bergen und in den wohlig durchwärmten Gassen. Letzter Sauser im Stadium in dämmrigen Wirtschaften. Noch etwas Musik und Trommelschlag, wenn eine Rekrutenkompanie durch die Stadt marschierte. Die Gemütlichkeit sonnte sich in allen Gassen, von Tauben umflügelt, und der Bürgerstolz nickte ihr zu: «Das war etwas! Das macht uns keiner nach. So ein Fest! 1500 Spieler. Die hohen Gäste aus der Schweiz, ja, und aus dem Ausland! Bündner sogar von Amerika her. Und die Musik! Die herzigen Reigen! Ja, der Barblan, das Donnersmännli! Und der Luck und der Bühler! Das kommt nie mehr.»

Aber im alten Posthof stampften ungeduldig die Reiserosse. —

*

In die 23 Jahre, die Hügli am «Rätier» wirkte, fallen große Weltereignisse und entscheidende Entwicklungen. Und doch, wer die «Rätier»-Bände durchgeht (geschah es geduldig und aufmerksam genug?), hat den Eindruck, sie treffen mit ihrem Wellenschlag eine mit sich zufriedene Insel, einige Hauszwiste abgesehen, und ein behütetes Städtlein. Chur ist Chur. Dem Publikum wird im Volkshaus in elf gediegenen Vorträgen Bündnergeschichte geboten. Jedes Neujahr konzertieren die Konstanzer, seit der Calvenfeier beliebt und beklatscht. Jeden Mittwochnachmittag marschieren sommers die «Blaukäppler» (welch entsetzliches Wort!), die Kadetten mit ihren Vetterligewehren, die Herren Offiziere weiß behandschuht, siegesbewußt zu ihren Übungen aus. Jedes Frühjahr jauchzt die Maiensäßpartie durchs Obertor. Die Vereine sind emsig. Gute Konzerte des Männerchors, Cäcilienvereins, Kirchenchors, romanischer Chöre, des Streichquartetts und Orchesters bieten schöne Abende. Carl Broich, der verdiente Regisseur des Calvenspieles, kommt jährlich «mit dem ersten Schnee» auf seiner Bündner Tournee nach Chur und trägt Balladen von Schiller, Goethe, Fontane, von Spitteler und «unserm Hügli» vor. Auch andere berühmte Gäste treten auf: Albert Schweitzer (in der Martinskirche), Steffi Geyer. Volkshausabende stellen (nicht sehr häufig) Schweizer Dichter vor. Gewiß, es läuft etwas.

Aber was die Ruhe, das Herkommen und die statischen Kräfte der Zeit stört, wird allzu schnell und oberflächlich abgelehnt. Behauptet z. B. ein theologischer Einsender von Kutters «Sie müssen», es habe «ephemeren Charakter», und der Churer Liebling Ragaz wird bald verschrien, als er die Schweiz «erneuern» will.

Mit Literaturkritik hatte Hügli nicht viel zu tun. Deutschbündner Erzähler waren an den Händen abzuzählen. Deutschbündner Dramatiker und Lyriker verholzten in der Historie. Trat freilich ein Bündner mit etwas Gekonntem auf den Plan, dann übersah ihn Hügli kaum. Fritz Lendi, dem ich wertvolle Mitteilungen über seinen Freund verdanke, genoß frühes Lob, das über die 1954 erschienenen Erzählungen liebevoll ausgegossen ist. Für Betrachtung der Schweizer und deutschen Literatur fehlten wohl auch die Mitarbeiter. Wer hätte den «Salander» besprochen, damals bei zunehmendem Wohlstand? Wer hätte Frenssens «Jörn Uhl» gelesen oder Thomas Manns «Buddenbrook»? Oder gar Nietzsche, der immerhin die zweite Auflage seines «Menschliches, Allzumenschliches» oben auf dem Rosenhügel korrigiert hatte.

Hügli besprach die Konzerte, die nicht häufigen Gemäldeausstellungen (zuerst in der alten Turnhalle), kleinere und größere Festlichkeiten, besprach sie mit Eleganz, Scharfblick, geschultem Kunstverstand, mit Humor und auch etwa mit einer Prise Salz und Pfeffer. Ihm wäre z. B. nicht entschlüpft, was seinem Gegenüber am Redaktionstisch, Redaktor J., der schrieb: «Wir haben Hodlers Tell kurz gesehen, aber nicht bewundert. Uns gefällt einst-

weilen der Tell Kißlings, der in ruhiger, selbstbewußter Kraft daher scheitende Held, besser als der durch die Wolkenwand herausspringende, vor Schaudern (sic!) fast auseinanderfallende Brocken Hodlers.»

Nein, Hügli wußte zu unterscheiden. Den bekannten Rezitator Schmitt-Pardo, der offenbar in Mimik und Gesten übertrieb, belehrt er, daß sich die Bilder eines epischen Gedichtes in der Phantasie des Zuhörers und nicht zwischen Tisch und Stuhl des Rezitators abspielen. Lokales übersieht Hügli nie und weiß ihm, ohne nach Beifall zu schielen, Bedeutung zu geben. In der Besprechung eines Steffi-Geyer-Abends windet er dem Churer Geigenbauer E. L. Baltensberger ein hübsches Kränzchen. Steffi Geyer hatte Baltensberger, erfreut über das von ihm bezogene Instrument, ihr Bildnis mit begeisterter Widmung verehrt. Am Churer Abend nun führte die «anmutige Künstlerin» den Erbauer ihres Lieblingsinstrumentes selbst aufs Podium und gab so ihrer persönlichen Bewunderung für den trefflichen Geigenbauer Ausdruck.

Seine besondere Aufmerksamkeit galt dem Theater, womit er der Churer Theaterfreude zweifellos noch Auftrieb gab. Vom gemütlichen «Theäterle» im Casino am Kornplatz ist also die Rede. 1876 kam der Österreicher Julius Faust in die Schweiz, durchzog das Ländle kreuz und quer und blieb schließlich in Chur hängen. Die ältere seiner begabten Töchter, Minna, heiratete Carl Senges, und 1895 begann die Theater-Ära Senges-Faust, die ein halbes Jahrhundert dauerte. Frau Direktor Minna Senges war eine vorzügliche Schauspielerin, erfüllt von brennendem künstlerischem Ehrgeiz, die zweite Neuberin nannte sie einmal ein Einsender in der «NZZ». Sie stand in allen bekannten Rollen auf der Bühne und war auch eine vorzügliche Leiterin des Unternehmens. Immer wieder wußte sie starke Talente für ihr Ensemble zu verpflichten. Ich erinnere nur an den bedeutenden Charakterdarsteller Alfred Bach mit dem schmalgeschnittenen, bleichen Lavatergesicht, der m. W. später nach Hamburg kam. Sein Franz Mohr oder der Wachtmeister in Beyerleins «Zapfenstreich» waren große Leistungen. Minna Senges wußte auch berühmte Gäste auf die kleine Casinobühne zu bringen, und so sahen und hörten wir z. B. Bassermann, Else Heims, Moissi.

Wer den H.-Besprechungen nachgeht, tut einen interessanten Blick in die Theaterliteratur und Theaterproblematik der ersten Jahrhunderthälfte; denn Frau Senges hatte nicht nur den Ehrgeiz der Schauspielerin, sondern auch den, Neues, Problematisches und Größeres zu bringen. Natürlich gab es auch «etwas fürs Volk»: die «Geyer-Wally mit Vorspiel Die Klötze von Rofen», «Die Mühle im Edelgrund», «Im Weißen Rössel», «'s Nullerl», den «Herrgottschnitzer», «Vaterfluch und Muttersegen» usw., wo man denn schon ein sauberes Nastuch brauchte. Aber es ging auch über die Bretter, was draußen im großen Kanton als literarisch gültig gestempelt war: Schiller («Emilia Galotti», «Die Räuber», «Tell»), Ibsen («Gespenster», «Hedda Gabler»), Hartlebens «Rosenmontag», Sudermanns «Johannisfeuer», Gutzkows «Uriel Acosta», Hauptmanns «Biberpelz», Wildes «Lady Windermeres Fächer» usw. Da holt denn der H. aus, klar, fein formulierend, charakterisiert das Stück und das Spiel, bespricht Bühnenbild, Haupt- und Nebenrollen. Er schwingt, wenn's sein muß, das Rapier. Ernst von Wildenbruch z. B. kommt ihm in der «Rabensteinerin» auf den Stelzen des Theateralikers daher. «Mir ist in diesem Sinne der ärmliche Kittel der ‚Rose Bernd' lieber als sämtliche Kostümherrlichkeiten der ‚Rabensteinerin'» ... Um im Stile von Wildenbruchs «Rabensteinerin» zu sprechen: «Dies Stück, eine Wiederholung, sie dürfte angezeigt sein, weil fleißig und mühevoll war die Einstudierung und darum, damit, daß es auch sehen können die, die gestern nicht gefunden haben einen Platz.» Oder er spöttelt nach Aufführung der «Lustigen Witwe»: «Schätze dich glücklich, rätische Kapitale, du stehst nun wieder mit andern und größern Städten auf der Höhe der modernen Kultur.» Zur «Tell»-Aufführung heißt es: «Neben unsern bekannten Mimen weist der Theaterzettel 18 Dreigestirne auf, und so kann man – ohne Goethes ‚Faust' in Schillers ‚Handschuh' stecken zu wollen –

bei Schillers ‚Tell' diesmal an Goethes ‚Sänger' denken: ‚Welch reicher Himmel, Stern bei Stern'.» Aber er kargt anderseits auch nicht mit verdienter Anerkennung.

Aber es ist ein Irrtum, daß Hügli «nur» das Kulturelle betreute. Am 1. November 1923 heißt es im «Rätier»: Wir bringen zur gef. Kenntnisnahme, daß Herr Dr. Emil Hügli mit 31. Oktober aus der Redaktion des «Freien Rätiers» ausgetreten ist. Herrn Dr. Hügli, welcher während 23 Jahren in der Hauptsache den Auslandsteil, das Feuilleton sowie Musik, Kunst und Literatur des ‚Freien Rätiers' redigierte, verdanken wir seine dem Blatte geleisteten Dienste bestens.» Das ist etwas kurz und eher tiefgekühlt. Im Feuilleton des «Freien Rätiers» läuft zwar eben sein «Türmer zu St. Martin». Hüglis Auslandredaktion bin ich zu beurteilen nicht kompetent.

*

Ich habe mich etwa gefragt, ob sich der Berner in unserer kleinen Bündnerstadt wohlgefühlt habe. Nun, er hatte, immer zu geselliger Runde, zu Becherlupf und Heiterkeit aufgelegt, viele Freunde. Sein «Beinwurstlied» wird noch heute am beliebten Abend des Männerchors gesungen, auch von Literaturfreunden, die keine Bücher lesen.

Ich sehe ihn noch, elegant gekleidet, die Alexanderstraße leichtfüßig hinauf eilen, den Stock mit dem weißen Horngriff schwingend, den schönen Kopf etwas seitlich geneigt. Der Zwicker glänzt, und der starke, dunkelblonde Schnurrbart ist wilhelminisch gestellt. Oder mit Ludwig Deutsch, dem Sänger und Musikprofessor, Paul Bühler, dem Rektor der Kantonsschule, und Alfred Bach zu einem Becher im «Calanda» verschwinden.

Er war ein geist- und humorvoller Gesellschafter. Einmal hatten wir Hugo Marti zu einem Leseabend. Anderntags spazierten wir zu dritt durchs Lürlibad zum «Kleinen Waldegg» hinauf. Bevor man das schattig-kühle Wirtshaus erreicht, hat man rechts eine herrliche Blumenwiese vor sich, von Buschwerk und Wald gesäumt. Hügli stand still und streckte mit gespielter Gebärde die Rechte: «Hier ist das Gedicht entstanden, das Sie mir, Kollega, zurückgesandt haben.» Marti schauspielerte zurück: «O wenn ich gewußt hätte, daß es auf dieser jungfräulichen Wiese ...» Wir lachten, meinerseits mit heimlicher Freude, daß selbst Hügli bei Einsendungen Rückporto beilegen mußte. Vor der Heimreise und Abfahrt Martis aber kramte unser Emil am Bahnhofkiosk umständlich eine «gute Zeitung» und reichte zum Fenster hinein dem Redaktor des «Bund» eine — «Neue Zürcher Zeitung».

*

Aber es umgab ihn doch bald die lastende Stille, als er die Redaktionsstube verlassen und sein Brot als freier Journalist und freier Schriftsteller verdiente. Über diese Zeit Hüglis (bis 1956) weiß ich zu wenig, um Sicheres zu sagen.

Ich habe dieser Tage vor seinem schlichten Grabe auf Daleu gestanden. Ein niederer, schwarzer Marmorstein. Darauf: Dr. phil. Emil Hügli, 1873—1956. Darunter die Umrisse eines weitaufgeschlagenen Buches. Aber die beiden Seiten sind — leer. Keine Zeile! Hinter allem Wort steht das Schweigen. —

Obwohl ich nun doch zu viel geplaudert und zu wenig gesagt habe und nicht erwarten darf, daß der geduldige Leser mir weiter folge, will ich doch noch ein paar Zeilen in die leeren Seiten des Grabbuches schreiben, «weiß nicht, wer lauscht».

Er war zu seiner Zeit ein sehr angesehener und hochgerühmter Schriftsteller und Dichter, angesehen im Verein der Schweizer Presse, angesehen im Schweizer Schriftstellerverein, in der Gesellschaft Schweizerischer Dramatiker, der Schweizer Theaterkultur. Er war ein vielgelesener Erzähler, ein bewunderter Lyriker, ein (auch in Chur) aufgeführter Dramatiker. Er ist farbig, leicht, graziös, voll Leidenschaft. Widmann hat ihn gerühmt. «Hügli ist Erotiker» charakterisierte er. Der leichte Anschlag, das Spielerische, Klingende, ja Tänzelnde seiner Gedichte und Gelegenheitsgedichte ist frappant. Seine Erzählung «Die Jungfrau» ist in Versen geschrieben, wir sind in der Zeit Widmanns und Spittelers. Seinen Gedichten zu kirchlichen Festen freilich fehlt m. E. reli-

giöse Innigkeit und kirchliche Tradition, wie er denn auch zu allem Mystischen den Kopf schüttelte. Es ist nicht zufällig, daß er in seiner Satire «Dorf Düssel» für Heine einsteht mit Geist, Grazie, ja mit Heinescher Brillanz. (Hat Goebbels sie bei seinem dumm-barbarischen Bücheraufräumen verbrannt? Wenn nicht, hätte sie der «Europäische Schriftsteller-Kongreß» unter dem Vorsitz «des armen Hans Carossa» verurteilen müssen.)

Hügli wäre kein Dichter, hätten ihn nicht die Zeitverdüsterung und der zweite Weltkrieg ins Innerste getroffen. Er schrieb nun seine «Völker-Dämmerung», 1926 bei Haessel erschienen. Hier setzt er sich auf seine Art mit den letzten Weltanschauungsfragen auseinandere. Reiche Kenntnis östlicher Religionen und Sprachkraft zeigen, daß ihm die Fron der Tagesschriftstellerei Sammlung genug ließ für einen größeren Wurf. Dionys (nicht Jesus) — charakteristisch für den Verfasser — ist der Held. Seine Botschaft bringt Tschandala, «mutig wagend auch ihr Mutterglück», von den Bergen herab zu den Menschen: Weltliebe, Licht- und Sonnenglück! «Lebenslust», «Spiele des Eros» hießen ja schon seine Gedichtbände.

Den Bernern vor allem hat er seinen großen Roman «Untergang» geschenkt. Die Churer haben ihren «Türmer zu St. Martin». Hübsch ist darin das Lokalkolorit. «In der kleinen, am Eingang zu stillen Alpentälern gelegenen Stadt Grischera erhebt sich als Wahrzeichen der frommen Bürgerschaft der viereckige, von hohen gotischen Fenstern durchbrochene Turm der Kirche Sankt Martin.» Und der Türmer Luzi Caviezel ist doch wohl ein ganzer Churer und kein Luftibus.

Das letzte Gedichtbändchen «Singende Seele» (Bischofberger, Chur, 1944) bindet «Gedichte aus Churer Jahren» zum späten Strauß des Siebzigjährigen. Darin steigt Chur in den Farben aller vier Jahreszeiten auf. Du schaust dem Sänger auf dem Rosenhügel über die Achsel und siehst, wie leicht sein Bleistift geht, auch einmal zu leicht; du sitzest mit ihm in der Gartenwirtschaft beim Bier und schaust den Sperlingen zu. Und die Wolken fahren über die Stadt hin, kristallen klar, goldgesäumt und auch lichtlos. Im «Föhngewölk» ist alles Geschick packend und schaudernd erlebt. «... und mein Herz erfaßt ein Schauer.»

Über den Dramatiker lass' ich reden, die's besser können. Aber, liebe Grischerer, wollt ihr nicht dem hier ungenügend Gewürdigten einen Brunnen oder eine Tafel widmen? Und etwas von ihm lesen?